

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 54 (1950-1951)

Heft: 10

Artikel: Der Polarstern : eine Matrosen-Sage

Autor: Nerini, Charlotte Garbani

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665707>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Ja, du kannst nicht erraten, was. Kein Mensch hätte so etwas gedacht. Sicher nicht einmal Don Riccardo hat davon gewusst. Wie hätte der Battista sonst immer ganz vorn in der Kirche knien dürfen?»

Jetzt wird die Angioletta ungeduldig:
«Sag' endlich, was mit dem Battista war!»

Die Sofia lacht böse:

«Er ist der Rosetta nicht treu gewesen! Fünfzig Jahre sind sie verheiratet und wie er stirbt, kommt der Rosetta etwas in die Hände. Bei dem ersparten Geld unter dem Laubsack hat er es versteckt gehabt, all die Zeit her. Vertrocknete Blumen sind es und ein Bild dabei! Die Rosetta kann beschwören, dass sie nie im Leben dem Battista Blumen schenkte und dass das Bild weder sie noch eine Verwandte darstellt!»

«Ist es eine Frau?» fragt Angioletta errötend.

«Was fragst du? Natürlich ist es eine Frau, eine junge dazu. Stell' dir vor, was das für die Rosetta bedeutet! Betrogen hat er sie fünfzig Jahre lang, denn wie soll einer mit rechter Liebe an seiner Frau hängen, wenn er unterm Laubsack das Bild einer andern hat?»

Die Angioletta verstummt. Ja, sie ist auch der Ansicht, dass so etwas himmelschreidend sei, mit ihr alle Leute von Crana.

Derweil liegt der Battista auf dem buntblättrigen Totenbett. Sein Gesicht ist friedlich wie das

eines Kindes. Er hat seine Seele bereitet vor dem Sterben. Nun scheint er glücklich zu sein. Ihn stört der Frau lautes Schimpfen nicht mehr und nicht der Leute böse Worte. Er allein weiß um das schöne, kleine Geheimnis, das sie ihm nun so wüst auslegen. Der Rosetta konnte er nicht davon erzählen, weil sie es nicht verstanden hätte.

Was war Böses daran, dass der Battista, ehe er die Rosetta heiratete, draussen zu Locarno ein Mädchen gern hatte? An Markttagen sah er es und sie hätten ein glückliches Paar werden können, wenn die Teresina Wort gehalten hätte. Aber sie glaubte, in Crana wäre es für sie zu langweilig und einen Bauern wolle sie eigentlich auch nicht. Der Battista möge ihr doch das Bild zurückgeben, das sie ihm einmal schenkte.

Der Battista behielt das Bild. Samt den Blumen, die mit der Zeit bis auf die Stiele zu Staub verfielen. Manchmal hat er daran denken müssen, aber böse war er der Teresina nicht. Das Leben mit der Rosetta war nicht ein Weg der reinen Freude — aber wer kann das verlangen? Er ist ihr treu gewesen und hat für sie und die Kinder gesorgt. Im Frieden kann er gehen.

Sie läuten um ein Weniges zu lang in Crana. Das kommt davon, weil der Küster so angestrengt hinhorchen muss, da ihm der Antonio die Geschichte vom treulosen Battista erzählt!

Der Polarstern

Eine Matrosen-Sage

In alten Zeiten erstrahlte am nächtlichen Himmel der freundliche Wegweiser des Seefahrers noch nicht. Wenn die Sonne im Westen verschwunden und die Nacht ihre dunklen Schleier über das Meer gerichtet hatte, gab es für die früheren Seeleute keine Himmelsrichtung mehr. Nord und Süd, Ost und West waren mit der Tageshelle versunken; in verwirrender Fülle kreisten die silbernen Sterne über den ins Ungewisse segelnden Schiffen. Somit waren nicht nur Sturm und Nebel, sondern auch die klaren, ruhigen Nächte die Feinde des Seemanns. Denn welch ein Unglück durch das Abweichen vom richtigen Laufe geschehen kann ... könnte manch verschollenes Schiff erzählen.

In jenen Zeiten lebte ein Schiffsherr namens Mariam. Auf keinem Meer der Erde fand man

einen tüchtigeren Seefahrer. Er war auf den Wellen aufgewachsen und der Wind hatte ihm die ersten Wiegenlieder gesungen. Mariam kannte die vielen Todesfälle des Ozeans wie kein zweiter. Mochte der Sturm noch so wild sich gebärdnen und die See noch so zornig sein, solange Mariam das Steuer führte, war keinem Manne der Besatzung um das Leben bang. Seine Tüchtigkeit hatte noch jede Gefahr überwunden. Mit dem Ruf als bester Seefahrer war zugleich Mariams Grossmut bekannt; und wollten ihn die Matrosen beschreiben, so taten sie es mit drei kurzen Sätzen: «Er ist gut wie das Brot, aufrichtig wie Gold, unerschrocken wie ein Adler.»

Wieder einmal glitt Mariams wetterbraunes Segelschiff, der Möve gleich, durch die salzigen Fluten. Das Meer war ruhig und stille, wie man

es selten sieht. Seine weissgekräuselten Wellen spielten wie sanfte Lämmchen um den gleitenden Bug und ein günstiger Wind schwelte die Segel des Schiffes, das von den übermütigen Gesängen der Matrosen ertönte. Das Schiffsvolk war in fröhlicher Stimmung, da sich die Fahrt dem Ende näherte und man täglich die heimatliche Küste erwarten konnte.

Mariam aber blickte ernst prüfend in die blaudunstige Weite hinaus. Er traute der ungewohnten Stille nicht, denn das Meer ist falsch und seine Freundschaft ist trügerisch wie die eines Raubtieres.

Hätte er die Sprache vom Wind und den Wellen verstanden, wäre seine Ahnung bestätigt gewesen! Denn während der Wind mit listigem Eifer die Segel blähte, verbarg sich im Tauwerk der Masten sein grausamer Bruder — der Sturm. Und die beiden Brüder sangen zusammen ihr wildes Lied: «Seemann, dies ist deine letzte Fahrt! Schon nahen die schroffen Klippen — wir werden dein Schiff an ihnen zerschellen, bald bist du eine Beute der Wellen ... dies ist deine letzte Fahrt!»

Sie pfiffen und sangen, und die sanften Wasserräpler raunten blutdürstig neben dem Schiff: «Du fährst schon zu lange durch unser Reich, und wir sind hungrig ... hungrig!»

Mariam verstand alle diese Worte nicht, er kannte jedoch die nahende, gefährliche Felsenküste und verdoppelte seine Wachsamkeit. Mit ängstlicher Eile glitt das Schiff durch die Wogen, um den Grausamen zu entfliehen.

Gegen Abend tauchten in der Ferne dunkle, schwere Wolken auf, die sich langsam zu einer bleiernen Nebeldecke vereinigten und jeden Ausblick verhüllten. Das war das Zeichen zum Angriff! Wild heulend warf sich der verräterische Sturmwind auf die ächzenden Masten des Schiffes, wütend darüber, dass die Seeleute seine Absicht erraten und schnell die Segel gestrichen hatten. Und das Meer warf nun seine lammfrohe Maske ab und zeigte sein wahres Gesicht. Die spielenden Lämmer waren dumpfbrüllende Löwen mit blendend weißem Gebiss geworden. Sie kamen tobend von ferne herangejagt, das Wasser mit ihren Schwänzen peitschend und ihr Geheul übertönte das schrille Pfeifen des Sturmes. Sie rasten auf das schwankende Schifflein zu, die wilden Wassertiere, sie duckten sich zum Sprunge, sie schwangen sich brüllend an Bord. Unter der Wucht ihres Angriffs stöhnten und krachten die Flanken des Schiffes, als würde es um Erbarmen flehen. Der

Ozean kennt kein Erbarmen. Seine turmhohen Wellen hoben das Schiff hoch hinauf in die jadenden Wolken ... und schon zog es ein kreisender Schlund wieder hinunter in ein Höllenloch. Segel und Tauwerk waren längst verschwunden, der grosse Mastbaum schwankte, der Fockmast stürzte zersplitternd ins Meer.

Diesmal gab sich das Schiffsvolk verloren. Und die armen Matrosen verfluchten ihr Schicksal. «So nahe dem Festland, so nahe der geliebten Heimat ... und sterben müssen!»

Der Kapitän allein verzweifelte nicht. Solange das Steuer dem Sturm trotzte, war niemand verloren. Mariam erriet die Absicht des Windes, das Schiff am Vorgebirge zu zerschellen und kämpfte hart dagegen an. Seine starken Hände hielten das Steuer umklammert und seine Augen durchbohrten die dichte Finsternis, um die nahende Küste zu erkennen. — Und da! Im ersten schwachen Morgenrauen tauchte sie endlich auf, die rettende Bucht. Mariams sicherer Führung war es gelungen, das gefährliche Vorgebirge zu umfahren. Sie waren gerettet! Wie ein zerzauster, zu Tode verwundeter Vogel trieb das Schiff dem Festland entgegen. Oh, die Wut, des um seine Beute betrogenen Meeres! Brüllend verfolgten seine dunklen Wogen das entfliehende Opfer und wollten nicht von ihm lassen, derweil die Matrosen jubelnd und dankbar die geliebte Heimat begrüssten. Jede Vorsicht vergessend, wagte sich ein Schiffsjunge im Uebermass der Freude zu nahe an den Schiffsrand ... da schnellte einer der hungrigen Wellenlöwen empor, um ihn zu ergreifen. Mariam sah die Gefahr. Mit einem Sprung hatte er den stürzenden Jungen erreicht, zurückgerissen ... doch da glitt er selbst auf dem nassen Schiffsdeck aus, wurde von den zurückflutenden Wogen erfasst und über Bord gerissen.

Das Meer hatte doch ein Opfer bekommen. Die grünschillernden Wogen verschlangen gierig den leblosen Körper, sie zogen ihn tief hinunter in ihre grundlose Heimat. Doch während Mariams irdische Hülle tiefer und tiefer sank, flog die bedreiste Seemannsseele hinauf in die Unendlichkeit und kloppte an die sternübersäten Pforten des Himmels.

«Wer klopft?» frug Noah, der damals Pförtner am Tor des Himmels war. «Mariam, ein armer Seefahrer.» Alsgleich wurden die weiten Tore geöffnet und Noah hiess ihn freundlich willkommen. Der alte Pförtner kannte Mariam schon lange und war ihm wohlgewogen, wie überhaupt den

meisten Seeleuten. Denn als alter Seefahrer war er nun einmal der Ansicht, dass sie im allgemeinen gute und aufrichtige Kameraden seien und man ihr gelegentliches Fluchen nicht so streng nehmen müsse. Dank dieser nachsichtigen Meinung war schon manche Seele in den Himmel geschlüpft, die ihn eigentlich kaum verdiente. Noah hatte deswegen schon Verweise hinnehmen müssen — aber ohne dass er seine Ansicht geändert hätte!

Diesmal jedoch handelte er richtig, als er dem harrenden Mariam Einlass gewährte. Gab es doch wenige Menschen, die auf ein so gerechtes, pflichterfülltes Leben zurückblicken konnten. Nun war er im Reich der Seelen aufgenommen und seine Heimat war fortan das wunderbare All.

Aber ... glücklich, vollständig glücklich, war Mariam nicht! Vielleicht trug der plötzliche Wechsel vom irdischen ins himmlische Leben daran die Schuld. Oder war es der gewaltige Gegensatz zwischen dem sturmumtobten Seemannsleben und der erhabenen Ruhe der Ewigkeit? Mariam hätte es nicht sagen können. Doch geschah es sehr oft, dass er mit leiser Wehmut hinunter auf die in weiter Ferne aufleuchtende Fläche des Ozeans schaute und der vergangenen Tage gedachte.

Ein leises Heimweh war in ihm geblieben. Heimweh nach seinem harten und dennoch geliebten Berufe, Heimweh nach seinen rauen und dennoch guten Gefährten. Ja, es war gerade die Erinnerung an seine Matrosen, die am meisten Mariams Seele betrübte. «Was werden sie anfangen ohne mich?» dachte er sorgenvoll. «Wer weist ihnen nun den Weg durch die Nacht? Durch die Dunkelheit? Durchs Unbekannte?»

Bei all diesen Gedanken seufzte Mariam so traurig auf, dass ihm die Seligen erstaunte Blicke zuwanden. Was beklagte denn dieser seltsame Himmelsbürger? War er nicht wunschlos glücklich wie alle anderen? Mariam bekümmerte sich nicht um seine Umgebung. Er blieb stets an seinem alten Platze und schaute durch das Himmelsfenster auf den kleinen Erdball hinunter.

Nun geschah es einmal, dass der ehrwürdige Himmelspförtner an einem dienstfreien Nachmittag im Himmel spazieren ging und die trübsinnige Seemannsseele erblickte. Der weisshaarige Patriarch ging leise auf den träumenden Mariam zu und sprach zu ihm: «Mir scheint, dir gefällt es hier nicht? Möchtest du etwa auf die Erde zurück?» — «Zurück auf die Erde? Hm, nein, aber, aber ...» und der Seemann stockte und wagte

nicht weiter zu sprechen. Noah lächelte und beendete selbst den Satz. «Aber du sehnst dich nach der weiten Grösse des Meeres! Du sehnst dich nach deinem alten Berufe. Ist es nicht so?» Denn er hatte den Kummer Mariams sofort erraten! Das kam daher, weil Noah der erste Seefahrer der Erde war! Er war der erste Mensch, der sein Leben einem schwimmenden Hause anvertraute, der erste, der den geheimen Zauber des Ozeans verspürte.

Nun klagte Mariam dem ehrwürdigen Greis sein ganzes Leid. «Ja, ich habe Heimweh nach meinem Schiff, nach meinem Steuer, nach meinem Berufe! Ich vermisste die ziehenden Wolken, die frischen Winde, den Atem der Weite! Und ich möchte wieder kämpfen, hoffen, mich sorgen, mich freuen ... wie in den alten Zeiten! Aber damit ist es nun vorbei!»

«Warum sollte es vorbei sein? Bedenke, dass es im Himmel keine trauernden Seelen, sondern nur Selige geben darf!»

Ohne den Sinn dieser Worte zu erfassen, blickte Mariam verwundert dem eiligst sich Entfernenden nach.

Bald darauf kehrte Noah zurück. «Mariam, ich bringe dir eine gute Nachricht. Ich kann deinen Wunsch erfüllen. Du sollst wieder ein Steuer führen. Und welch wunderbares Schiff wirst du erhalten! Siehe, dort unten taucht es schon auf!» Und dabei wies die Hand des Patriarchen in die dunkle Nacht hinaus. Langsam und majestatisch kam aus dem Westen das schöne Sternbild des kleinen Bären daher und glitt leise und sicher durch das tiefblaue Himmelsmeer auf die Pforten des Paradieses zu. Unbeschreiblich schön war das Sternenschiff. Seine drei Masten waren aus reinem Gold, Segel und Tauwerk aus dem Lichte der Sonne gewoben. Und an der Spitze des Buges leuchtete ein heller, prächtiger Stern.

«Hier hast du eine Himmelskarte!» Dabei überreichte Noah dem vor Freude sprachlosen Seemann eine aus lichten Mondstrahlen ausgeführte Karte, darauf der genaue Weg der Sternenschiffe abgebildet war. Zum Beispiel: die Fahrt des grossen Bären, des Pegasus, des Löwen, des Drachen, der Zwillinge und so fort. Die Milchstrasse war als gefährliche Untiefe eingezzeichnet. Noah meinte lächelnd: «Wie du siehst, Mariam, ist es nun mit deiner Ruhe vorbei. Die Führung eines Sternbildes ist ebenso schwierig, wie die eines irdischen Schiffes. Auf dem Ozean der Unendlichkeit gibt es gerade so viele gefährliche Klippen, Un-

tiefen, ungünstige Winde und Stürme, wie unten auf dem alten Meere! Von nun an trägst du eine grosse Verantwortlichkeit, denn ein falsches Manöver kann auch auf dem Himmelsmeer einen Zusammenstoss herbeiführen.»

Davon war Mariam überglucklich und konnte den Augenblick fast nicht erwarten, da er sich an Bord des kleinen Bären begeben konnte. Aber da fiel ein Schatten auf seine Freude und er sagte traurig: «Verzeih mir meinen Undank, aber siehe, dies alles ist wohl wunderbar und mein Glück wäre vollkommen, wenn mich nicht die Erinnerung an meine Gefährten bedrücken würde. Es ist die Sorge um das Schicksal der Kameraden, die mir am meisten Kummer bereitet. Derweil ich dies leuchtende Sternenschiff lenke, werde ich mehr denn sonst an jene denken müssen, die unten im Dunkel der Meere fahren.»

«Gott dachte auch an diese deine Sorge, Mariam! Betrachte das Bugsprit deines Silberschiffes ... Siehst du den hellleuchtenden Stern? Er weist nach dem nördlichsten Punkt der Erde. — Und dies ist das grosse Wunder: inmitten der kreisenden Sternbilder wird dein Schiff der ruhende Pol des Himmels sein! Nach ihm können alle Seefahrer der Erde sich richten, um in der Nacht den Weg auf den Meeren zu finden! Und ist das Erdenleben deiner Gefährten zu Ende, dann werde ich ihre Seelen zu dir auf das Sternenschiff senden

... und ihr werdet von neuem Schiffskameraden sein. Bist du nun zufrieden, alter Brummbär?»

Oh, gewiss, Mariam war nun vollkommen zufrieden und glücklich. Das strahlende Schiff war inzwischen bei ihnen angelangt. Voller Freude schwang sich Mariam an Bord des «Kleinen Bären» und erfasste das lichte, goldene Steuerrad.

«Erfülle deinen Beruf bis ans Ende der Welt! Frohe Fahrt!»

Kaum hatte Noah dies gerufen, glitt das schimmernde Schiff hinaus in die Unendlichkeit ... und verschwand im nächtlichen Himmelsnebel.

Nacht auf Nacht lenkte Mariam das glänzende Schiff durch den riesigen himmlischen Ozean. Er tat es ruhig und sicher, wie in früheren Zeiten, und die Seefahrer, unten auf der Erde, entdeckten gar bald den wunderbaren Stern, der ewig nach Norden zeigt und ihnen die Himmelsrichtung verriet.

Nach ihm richteten sie den Kurs ihrer Schiffe und fanden nun auch nachts den sicheren Weg übers weite Meer.

Die Seemannsseele hat ihren geliebten Beruf nie mehr abgelegt. Wer in klaren Nächten den Himmel betrachtet, sieht Mariams Schiff noch immer durch die Wogen des Nachtmeeres gleiten. Und sein leuchtender Bug wird gegen Norden weisen, solange die Erde und das Meer bestehen.

Charlotte Garbani Nerini

Die Brautschau

Von Emil Schibli

Jakob Bächli war wirklich kein Mann, in welchen sich eine Frau auf den ersten Blick verlieben konnte. Klein von Wuchs, hatte er etwas Zusammengeschrumpftes und Kraftloses. Davon abgesehen war er von Jugend an ein Eigenbrötler, dem es Mühe machte, sich andern anzupassen. Dass seine Intelligenz über dem Durchschnitt stand, was er übrigens genau wusste, machte ihm sein Dasein nicht leichter, im Gegenteil. Bächli stellte Ansprüche an das Leben, die es nicht erfüllen konnte. Deshalb liess er sich mehr und mehr von der Wirklichkeit abtreiben, las viel, besonders Romane, und verkroch sich sozusagen in eine geträumte Welt wie in eine dämmerige Höhle. Er kam aus ihr nur hervor, um sich seinen Lebensunterhalt zu erwerben, was leider täglich zu geschehen hatte; denn Bächli war arm.

Vermutlich um sein Spintisieren noch mehr zu geniessen, begann er seine krausen Gedanken aufzuschreiben. Es dauerte dann nicht lange, bis er sich den Dichtern zugehörig fühlte und sich erlaubte, von Zeit zu Zeit bei einem namhaften Schriftsteller anzuklopfen und ihm seine Gedichte und Prosastücke vorzulesen.

Der Fachmann erklärte Bächli zwar unverblümt, dass seine Phantasieprodukte keinesfalls auf öffentliches Interesse zählen dürften. Doch solle er mit seinem Treiben immerhin fortfahren; Schaden könne er damit kaum stiften, wenn er es nicht übertreibe. Im übrigen dürfe man das Niederschreiben von Gedanken und Gefühlen auch bei wirklichen Dichtern mit einem Ventil vergleichen, welches aus einem überhitzten Kessel den Dampf abblase; und so betrachtet, sei das sonst nutzlose